

Im Anfang war die Verzweiflung. Schon über ein Jahr lang hatte ich keine Miete mehr bezahlt. Sepps Groll wuchs täglich. Immer öfter und immer länger musste ich mir seine Predigten anhören, dass meiner Lebensweise etwas zutiefst Unanständiges anhafte. Wenn einer durchaus Philosoph sein möchte, so muss er, heutzutage überhaupt, auch damit verdienen können, sonst darf er das schlicht und einfach nicht, sonst ist er eigentlich ein Tagedieb und Müßiggänger.

Dabei war ich bereits das sechste Jahr auf Teufel komm raus mit Philosophiekursen an der Volkshochschule beschäftigt. Dabei hatte ich immerhin ein geschlagenes Jahr schon den Quasi-Leitartikel eines kleinen Quasi-Käseblättchens geschrieben. Ich avancierte zum Kult-Garderobier, ich plakatierte, als gälte es, eine neue Form von Bildender Kunst zu gründen. Ich verteilte Flugzettel, als wären es eingeschriebene Worte des Herrn. Aber, trotzdem!, das alles half und half einfach nicht. Mein Minus auf der Bank stieg und stieg.

Sepps Vorschlag war jener: »Wie wärs denn einmal mit Arbeit, Herr Philosoph?« Und er meinte jene Art von Arbeit, welche ihn tagein, tagaus beschäftigte, und welche, gemeinhin, die Substanz eines normalen Lebens bildet. In der Früh auf und frisch ans Werk, spätabends heim und schnarchen, dass der Fußboden erzittert und die Wände beben. So nämlich ist der Schlaf des Gerechten, Sepps Schlaf. Und er fügte noch hinzu: »Arbeit schändet nicht!«

In meiner abgrundtiefen Verzweiflung gedachte ich den Donauturm zu ersteigen und einen Sprung zu tun, in die Tiefe, in die womöglich endgültige Befreiung von meiner Knechtsgestalt. Dass diese verpfuschte Scheiße endlich aus ist! Doch kam alles ganz anders. Ich besann mich, wenn auch, rückblickend, nicht unbedingt auf Besseres und mein Leben ging weiter.

Irgendetwas musste nun dringend geschehen. Von Kunststudenten hörte ich immer wieder, dass sie sich ihr Studium dadurch finanzierten, dass sie für eine dieser Bewachungsfirmen in irgendwelchen gemütlichen Dämmerecken, meist bei Nacht, Wachdienste versahen. Da hätte man viel Zeit zum Lesen, versicherte man mir, und außerdem könne man auch, je nach Bedürfnis, schlafen.

Was für rosige Aussichten! Immer, wenn ich in jener Zeit, nachts, mit leeren Taschen von einem zum anderen Wirtshaus unterwegs war, stellte ich mir sehnsüchtig vor, in einer Portierloge zu sitzen, zu lesen, viele, viele gescheite Bücher, die Erkenntnis betreffend, womöglich auch ein wenig zu schlafen und dann vor allen Dingen eines: endlich mein erstes Buch schreiben! Ich war immerhin schon 39 und niemand, außer den engsten Freunden wusste, dass ich hauptsächlich an der Sprache, nach Michel Foucault, an der Verschriftlichung meiner selbst arbeitete.

So kam es, dass ich mich in meinem vierzigsten Jahre noch bei verschiedenen Bewachungsfirmen vorstellte, um wieder einmal einen angemeldeten Job zu haben, der mich einigermaßen ernährt. Die Firma, die mich schließlich aufnahm, war die altbewährte, traditionsreiche Bewachungsgesellschaft Höllriegler & Co. Ges.m.b.H., kurz Höll-Ges.

Das Lichtbild auf meinem Ausweis zeigte einen alkoholbedingt aufgedunsenen Middlädschler mit Ringen unter den Augen und Backenbart, à la Lord Nelson.

Das also war aus mir geworden und man setzte mich zunächst nicht im Nachtdienst, sondern tagsüber zur Regelung des Verkehrs an der burgenländischen Grenze ein. Für fünfzig Schilling Nettolohn die Stunde. Von sechs Uhr am Morgen bis sechs Uhr am Abend volle 12 Stunden hindurch: 45 Minuten verkehrregeln per Funkgerät, dann 15 Minuten Pause, dann wieder 45 Minuten verkehrregeln, Abgase schlucken usw.

Nun hatte ich endlich wieder, was vielen Neidern lange schon an mir abging, eine regelmäßige Tätigkeit, allerdings in jenem Elend, den der Gesamtzustand einer so zwangsweise durchwachten Nacht mit sich bringt.

Nach einigen Tagen der Bereitschaft, die für mich ungewöhnlich frühes Aufstehen erforderlich machte, wurde ich endlich in den ersehnten Nachtdienst überstellt. Ein sogenannter Kontrollor fuhr mich per Firmenauto hinaus ins biologische Zentrum der Universität Wien, wo ich fünf Nächte hindurch als Nachtportier und Nachtwächter eingeschult werden sollte.

Der von einer Art Ingrimme gezeichnete ältere Herr, dem ich nun vorgestellt wurde, hieß Haunold. Ihm fehlten einige Fingerglieder der linken Hand. Wie so mancher andere Kollege der Firma Höll-Ges, war auch er wegen diverser körperlicher Gebrechen aus seinem erlernten Beruf geschieden und froh, hier, im biologischen Zentrum als »Portier« untergekommen zu sein.

Ein wortkarger, grämlicher Geselle, dessen Kniegelenke kaputt waren, konnte er kaum die vorgeschriebenen Kontroll-Runden gehen. Aber er tat selbstverständlich sein Bestes. Seine Aufzeichnungen im Dienstbuch waren gut leserlich und hielten alle Störfälle in den Labors, alle Vorfälle im Haus in großer Detailtreue fest.

Wir waren sofort per Du. Aber nicht im Sinne der Freundschaft, sondern der Dienstboten, die den untersten Rang im System einnehmen. Haunold wurde sofort misstrauisch, als er bemerkte, dass ich meine Eintragungen in Normschrift machte. Es missfiel ihm gleich, dass ich auf Englisch Auskunft geben konnte. Dann kam der zweite Abend. Und ich kam um eine Stunde später, als intern vereinbart worden war.

Mehr hat es nicht gebraucht!

Anstatt um sechs, bin ich erst um sieben aufgetaucht. Der ältere Mann in der Portierloge schien in sich verfallen zu sein. Als er mich endlich bemerkte, stand er drohend auf und ging mit finsterster Miene auf mich zu. »Heast, wos hob i da gsogt?!«, stieß er aus seinem bartgerahmten Mund düster hervor. »Waunst so weidamochst, kaunst glei wieda gäh!«

Das war sichtlich todernst gemeint. Mit einem sehr mulmigen Gefühl stotterte ich nun etwas von einem Dienstzettel daher, und dass auf diesem der Dienstbeginn um 19 Uhr angegeben sei etc.

»Wuascht, wos aufm Dienstzedl steht, du host umma sechse dozusei, des is bei uns a so und basta!«

Ja, so leicht war es, einen Menschen derart tief zu verletzen. In Erwägung eines adäquaten Zeichens schien es mir nicht einmal abwegig, in die Hose zu machen. Erst recht, als nun Haunold eine Klage anhub.

»A so a scheene Dienststäh! Sauba! Mit oin Komfor, densd da nua voastähn kaunst: a Feansähn host, a Küch!« Und Haunold hob nun weit mit seiner Rechten aus, um das Kolossale, ja völlig Ungewöhnliche dieser dem Bewachungsmann zur Verfügung gestellten Einrichtungen anschaulich in die Luft zu zeichnen.

»Und ia do«, mit einer wegwerfenden Geste, »ia schießts eich nix!« Betretenes Schweigen. »Und daun!, daun valian mas! I loß ma va eich de Dienststäh net vasaun!«

Gerade erst der Verkehrsregelung entkommen, jagten mir Haunolds zornentbrannte Worte einen unbeschreiblichen Schrecken ein.

Dann traten wir gemeinsam den ersten Rundgang an. Nun konnte Haunold mir beweisen, was für ein Kerl er war. Auf und ab, von Ebene 0.1 bis Ebene 0.7, von einem zum anderen Ende, durch alle, großteils übel riechenden Labors hindurch, an allen möglichen Laborgeräten, Tanks

und Kesseln vorbei, das ganze Spektrum einer modernen Hexenküche beinhaltend, kommentierte Haunold staubtrocken die Probleme, die in diesem Ensemble biophysikalischer Geräte auftreten konnten und was beispielsweise zu tun war, wenn der Drucker in der Portierloge plötzlich eine Laborgerätestörung und erhöhte Raumtemperatur etwa von Raum 3.012 meldete.

»Daun gehst auffi!«, belehrte Haunold mich, »quittierst zerscht den Alarm, daun mochst da's Fensta auf, geht de Temperatur zruck, is' guat, geht's net zruck, muaßt in Haustechnika ruafn. Schaust auf da Listn noch, wea Bereitschoft hot, den pädschst aus oda du ruafst'n au. So wird des bei uns gmocht.« Pause. »Da muaß ma se hoit a bissl aungaschiern, sonst gheat ma eh net do hea!«

Mir schlotterten schon lange die Knie, bei gleichzeitig aufsteigendem Grimm aus dem Bauche.

Wo bin ich?, wer bin ich?, und wer, verdammt noch mal!, ist er, der mich so vertraulich duzt, als wäre ich der altgediente Fußabstreifer vor seinem Pfefferhäusl in der Lobau?

Der Runden waren es drei. Eine am frühen Abend, eine um Mitternacht und eine gegen vier Uhr früh. Dazwischen saß man in der Portierloge, las, sah fern – oder was auch immer – und hielt vor allem Obacht auf alles, was im Umfeld geschah.

»Neonlicht, schimmerndes Neonlicht und wenn die Nacht anbricht, ist diese Welt aus Licht.« (Kraftwerk) Nicht jedoch für Haunold. Dieser schaltete ab zehn alles künstliche Licht bis auf die Notbeleuchtung und die Schreibtischlampe in der Portierloge aus.

Nachdem Haunold noch Blümchentee aus der Thermosflasche getrunken und dazu zwei Schnitten Brot, bestrichen mit Dosenfleisch, gegessen hatte, war für ihn ein Nickerchen angesagt. Erstaunlicherweise schlief er

sofort ein. Im Sitzen und ohne die geringste Irritation durch meine Anwesenheit, indem er sich vorher noch seinen Sommerhut ins Gesicht zog. Das ging fast wie auf Knopfdruck. Ein leiser, leicht pfeifender Schnarchton bestätigte, dass er eingeschlafen war.

Wenn in dem Zeitraum der zweiten Runde noch Studenten in den Labors anwesend waren, wurde das im Wachprotokoll vermerkt. Professoren und Dozenten hatte man höflich zu grüßen. Ich grüßte gerne. Auch die Studenten, mehr noch die Studentinnen und umso höflicher, je hübscher eine war.

Von Haunold empfing dieses Gesocks aber keinen Gruß. »De leistn eh nix!«

Dann erzählte er mir: »Do hots an gebn«, Pause, »an Kollegn. Dea woa dauand bei de do obn auf de Labors!« Pause. »Nau und wia's da Teufü hom wü, faungt dea au zan Saufn! – im Dienst, vastähst!« Pause. Haunold rollte, Dunkles dräuend, mit den Augen. »Na, laung hots net dauat, do woa dea weg!« Lange Pause. »Wo?«, wollte ich endlich wissen, »wo is a denn daunn hinkomman, noch Koiksbuag vielleicht?« Haunold zuckte nur mit der rechten Schulter, blickte erbittert in seinen Bart hinein und sagte stur und finster: »Des waß i net!«

Die Tage der Einschulung waren bald vorüber. Nun also war ich Nachtportier im biologischen Zentrum. Fünf Nächte, von Mittwoch bis Sonntag, dauerte eine Arbeitswoche. Die Sonnenwende war gerade erst überschritten, der Tag lang, die Nacht noch kurz. Zwölf Stunden schienen mir der ideale Zeitraum, von nun an tagtäglich die Qualitäten derselben zu prüfen.

Von Ebene 0.7, wo sich die Glashäuser mit den genmanipulierten Gräser- und Getreidesorten befanden, konnte ich schon gegen dreiviertel vier ein Morgenrot über Simmering beobachten. Auf Ebene 0.6 jedoch tauchte ich

wieder zurück in die Nacht, zu Schaltkästen, Modulschränken, Druckkesseln und unzähligen Armaturen, übersät von winzigen Grün-, Gelb- und manchmal auch Rotlichtern. Wenn irgendwo an diesen Metallschränken ein Rotlicht aufleuchtete, dann hieß es Obacht geben. Das konnte eine Störung im Bereich der Küche oder eines der Labors oder eines der Glashäuser, ganz oben im Dachgeschoß, bedeuten. Unterhalb der Etage mit den Modulschränken befanden sich Küche und Kantine. Und auch die Übungslabors waren hier, mit allen Schikanen. Wie oft kam es vor, dass man einen LötKolben oder eine Zentrifuge auszuschalten vergaß, sodass entweder Feuergefahr oder bloß der Tatbestand der Stromvergeudung gegeben war.

Auch die Jalousien hatten überall herabgelassen zu sein, da man sonst unweigerlich mit Anrainerbeschwerden rechnen musste. Die Institute der Molekularbiologie, der Genforschung etc. bildeten zusammen eine wahre Hexenküche, aus der es oft ganz außerordentlich stank. Die Schlotte von Simmering und Schwechat reicherten diese dicke Luft noch zusätzlich an. Auf den meisten Labortüren stand die Warnung geschrieben: Caution! Bio-Hazard! Ein australischer Ureinwohner wäre sicherlich davon überzeugt, dass alle Laborgeräte von kleinen listigen Dämonen beseelt sind, mit welchen es sich irgendwie zu arrangieren gälte. So gesehen war wohl der Drucker in der Portierloge der Oberteufel, der im knatternden Ton einer Schreibmaschine, in Fünfminutenabständen, seine Anweisungen gab. Und EMI nahe der Kleintierhaltung mit ihren stinkenden Nagern, den weißen Mäusen, weißen Ratten, weißen Kaninchen usw., war nicht der ominöse Onkel von Vogel Strauß, EMU, sondern gleichsam das Allerheiligste, das Elektronenmikroskop, das wie der Kelch im Tabernakel auf einem kostspieligen Spezialfundament gelagert war, welches nahezu erschütterungsfreie Präzisionsuntersuchungen gewährte. Damit erforschte man den Mikro-

kosmos. Und ich erforschte den Menschen, den Mezzokosmos, ich erforschte mich, Nacht für Nacht. Von sechs bis sechs, von Mittwochabend bis Montagfrüh. Da blieb neben meinem Bewachungsdienst kaum mehr Zeit für andere Tätigkeiten. Schlafen, aufstehen, frühstücken und wieder klar werden im Kopf. Dann die Jause vorbereiten. So lange ich noch im Bio-Zentrum war, konnte ich dort kochen, sodass ich auch warm aß. Später dann gabs fast ausschließlich Jausenbrote während der Arbeitswoche und Tee aus der Thermosflasche oder aber Kaffee – doch das war ein Kapitel für sich. Man sah viel fern im Dienst. Und ich hatte immer auch Lektüre mit, die mir konzentriertes Lesen abverlangte. So zum Beispiel den Essay über »Die Schrift« von Vilém Flusser, mit dem Untertitel IMMATRIX PUBLICATIONS. Eines Sommerabends, als ich gerade vom ersten Rundgang zurückkam, lag auf meinem Schreibtisch in der Portierloge ein so genannter Dienstzettel, mit der Weisung, dass ab 14. August für mich die Einschulung in der Österreichischen Nationalbibliothek beginne.

* * *

DIE ÖSTERREICHISCHE NATIONALBIBLIOTHEK – existierte sie überhaupt? Was war das, was ich da vor mir hatte? Es war vor allen Dingen einmal die ehemalige kaiserliche Hofburg zu Wien, ein Stil-Konglomerat aus mindestens sechs Jahrhunderten, ein Denkmal der Baugeschichte, wie der Geschichte dieses Landes ganz allgemein. Oh Fremdling! Wenn du etwa auf deiner Europareise endlich in Wien angekommen bist und vom Opernring kommend auf das Heldentor zugehst, dieses durchschreitest, dann gelangst du auf den Heldenplatz. Vor dir befindet sich sodann der leopoldinische Trakt aus dem 17. Jahrhundert, rechter Hand aber ragt eine finstere Riesenkrake aus Sandstein auf. Das ist die so genannte »Neue Burg«.

Schon lenkst du deine Schritte auf das mächtige Haupttor zu. Du gehst am Reiterstandbild des siegreichen Prinzen Eugen vorbei, die majestätische Steintreppe hoch, auf das Niveau des Vorbaus, auf dessen Dach sich die Plattform befindet, von wo aus noch der alte Kaiser, später dann Hitler, noch später dann die Repräsentanten der Siegermächte den zujubelnden Untertanen mitreißende Reden hielten. Hier trittst du ein. Das ist der Zugang zur Österreichischen Nationalbibliothek, irgendwo in den Labyrinthen dahinter. Schon verschwindest du im kühlen Dunkel der Burg. Da, auf einmal kommt dir einer entgegen fuchelt wie wild mit den Armen und schreit ganz schauerlich und du verstehst es einfach nicht, denn du bist des Wienerischen nicht mächtig, weder in Worten, noch in Taten.

»Na is dea deppat! Dreimoi sog is eam schau und dea waschrächt des nu oiweu net!« Dieser merkwürdige Mann macht jetzt eine eindeutige Geste und ruft: »Geschlossen! Aus!« Und nach kurzer Überlegung: »Closed!« Und jetzt verstehst du endlich und kehrst sofort um. Ja, ja! Der Mann, der dich Nichtsahnenden auf diese Weise brüskierte, greift sich nun mit großer von manueller Arbeit gezeichneter Hand an die bleiche, schweißtriefende Stirn und ruft dir noch hinterher: »Des deaf do net woa sei!«

Oh Fremdling, der du einen Rucksack trägst und eine Baseballmütze aufhast und alles durch deine Sonnenbrille etwas weniger grell ins Auge fasst, als es tatsächlich ist, du begegnetest soeben einem Nachtwächter der Österreichischen Nationalbibliothek. Es war nämlich gerade 19 Uhr und um diese Zeit, musst du wissen, wird sommers normalerweise immer das große, schwere Eisentor zugemacht und zweimal verschlossen. Sei nachsichtig! Denn derjenige, der dich so verärgert anschrie, verdient es.

Wisse, dieser grotesk fuchtelnde Nachtarbeiter war immerhin ein tüchtiger Maurermeister, bevor er vom Baugerüst fiel und sich sein Rückgrat so schwer verletzte, dass

sein erlernter Beruf für ihn nicht mehr in Frage kam. Und während du, oh Fremdling, ein wenig enttäuscht deiner Wege weitergehst, macht sich dieser wackere Mann an die Arbeit und schwenkt, schwer keuchend, den riesengroßen eisernen Türflügel und wirft ihn ins Schloss, dass es wahrlich kracht, worauf er dieses mit einem gewichtigen Eisenschlüssel, groß genug, damit ein Gewaltverbrechen zu begehen, ganz nach Vorschrift zweimal versperrt. Dann kehrt unser Bewachungsmann, noch immer total erregt und wüst schimpfend über so viel Unverstand, zurück in die dunklen, hohen Hallen eines gleichsam kaiserlichen Hauses. Wieder zurück in der engen, hell erleuchteten Schachtel der Portierloge knallt er den schweren Eisenschlüssel auf den Nagel an der Wand und stößt noch einmal einen gequälten Zorneschrei aus: »Lauter Trotteln!«, bevor er sich mit einem Seufzer setzt, um sodann mit Kugelschreiber seine vorschrittmäßigen Eintragungen im Dienstbuch zu machen und die Dienstbestätigungen auszufüllen. Von 19 Uhr bis 7 Uhr, gezeichnet Hanslick. Und das dreimal hintereinander. Inzwischen nähert sich, vom Informationsschalter kommend, der wesentlich weniger betagte Kollege, der beinahe noch ein Jüngling ist. Sein Name sei Zauner. Dieser holt nun die Halogenlampe aus dem Eisenspind, schnappt sich den so genannten Sammler (Datenspeicher), ein schwarzes, quaderförmiges Plastikding mit einer Nut stirnseitig, und fährt damit über die schwarze Leiste an der Innenwand der Portierloge. Dies löst einen hellen, vibrierenden Ton aus als Beweis dafür, dass die erste Kontrollhandlung vollzogen ist. Die erste Runde beginnt. Und das ist die wichtigste. Warum? Weil überall zugesperrt und verschlossen wird, wo kein Betrieb mehr ist. Auf jeden Fall aber müssen alle Außentüren jetzt versperrt, die Ventilatoren auf den Klos abgeschaltet und die Fenster alle geschlossen werden. Zauner springt geradezu von einem zum anderen Ende, in einer Art Zick-

Zack-Kurs durchmisst er das Foyer und alle Nebenräume und Winkel, bis sich der vibrierende Piepton seines Sammlers nach hinten verliert. Sobald die Eisentür zur Kantinen-Stiege ins Schloss gefallen und mit einem zweimaligen Rrrumms von innen abgesperrt ist, hört man von Zauner nichts mehr. Und bis er, mehr gelaufen als gegangen, wieder zurückkehrt, wird eine Stunde vergangen sein. Währenddem findet Hanslick in seinem Gehäuse, der Portierloge, Zeit und Gelegenheit, seinem Lebensjammer die geeigneten Töne zu geben.

Ein Neuer wird eingeschult und dieser Neue, das bin ich. Es ist Mitte August, wie gesagt, und draußen ist es um dreiviertel acht Sommerzeit noch hell. Im Inneren der Burg aber dämmert es auf zwei verschiedene Weisen. Zum einen wegen des ausgeschalteten Kronleuchters im Foyer, zum anderen, weil nun Hanslick wieder zu schimpfen anfängt: »Des kaunst' da net vuastähn, wos i do duachmoch in letzta Zeit!« Es ist eine Art psychischer Reinigung, die jetzt erfolgt, zusammen mit dem simplen Bedürfnis nach Kommunikation. Und nach einer kurzen Spanne der Überlegung, bei der es scheint, als würde Hanslick nach den geeigneten Worten ringen, lässt er es aus sich herausprudeln: »I kumm umma neine ham, leg mi ins Bett. Guat. Und auf amoi«, schreit Hanslick jetzt auf, »geht's a schau los: rrrraa, rraa, rrrr, rrattatata!!!! Kaunst da des vuastähn?« Nun greift Hanslick sich an die noch immer kreideweiße Stirn. »Faungans diarekt unta mia au zan stemma. Waßt?« Und jetzt mit nachdrücklicher Vehemenz: »Oba schau so!!!« Und nach einer neuerlichen Sammlung: »Äaga gehts net! Da Laumpnschiam hot gwogät und's Gschia in da Gredenz hot gschewat, dass i glaubt hob, des haut's jetzt zsaumm.« Und wieder kehrt Hanslick sich nach innen, um nach neuerlicher Konzentration an mich die entscheidende Frage zu richten: »Na,

wos hob i gmocht?« Ich verhalte mich abwartend. Und Hanslick weiter: »Na, aufgstaundn bin i wieda und zan Wiatn bin i gaunga! Wos hätt i denn sonst tuan soin? Ba so an Wüawü kaust jo net schlofn – geht jo net, wos glaubst!« Hanslicks Augen sind vor Übermüdung glasisch und er hat eine Fahne, fällt mir jetzt auf. Wenn Zauner vom Rundgang zurückkommt, wird Hanslick sich auf die große graue Holztruhe legen und schlafen: endlich!

Kurze Zeit später kommt Zauner vom Rundgang zurück. Erst hört man nur seine sich sehr rasch nähernden Schritte, mehr ein Laufen, als ein Gehen. Dann fliegt die Tür der Portierloge auf, Zauner stürmt außer Atem herein und macht sogleich den letzten so genannten Stich, den abschließenden, der auch seine Tätigkeit im Wesentlichen beendet. (Als man noch mechanische Stechuhren hatte, anstatt der Magnetstreifen, wurde mit einem Schlüssel hineingestochen und dieser umgedreht, von daher die Bezeichnung »Stich«.) Denn gleich darauf begibt er sich auch schon zu seinem Versteck in der Kataloghalle, entrollt seinen Schlafsack, zieht noch seine Schuhe aus, legt sich darauf in den Schlafsack und schläft ziemlich rasch ein und dann eben so lange, bis er nicht mehr kann.

Der auf seiner harten Holztruhe flach liegende Hanslick, der hingegen noch immer wach ist und weiter jammert und weiter monologisiert, wird alle weiteren Rundgänge machen, da er ja sowieso ein Schlafproblem hat. Schließlich schläft auch er ein und sein Schnarchen durchzittert die Eingangshalle, in welcher ich mich nun wie mutterseelenallein auf- und abgehenderweise befinde und der Dinge harre, die auf mich zukommen sollen.

Zauner erklärt mir bei Gelegenheit einmal: »I bin do net bleed, bei fuffzg Schilling in da Stund schau i, dass i mi ausschlof. I hob jo aussadem a nu wos aundas z'tuan. Bei dem wosd' do kriegst, kaunst jo net lebn!«

Und darauf ich: »Und wos is min Hanslick?«

»Aufpassn!«, warnt mich Zauner, »waßt eh, dea is vom Grüst gfoin und hot se's Kreiz schwa valetzt! I bin eam jo daunkboa, ea geht ma olle Rundn, weu a eh net schlofn kau! Ea mocht a fünf Nächt, so wia da Haga. I moch jo nua vier, waßt?«

Nun höre ich, dass Hanslick außerdem schwer zuckerkrank ist. Noch vor ein paar Jahren wog er, trotz seiner eher kleinen Statur, gute hundert Kilo, jetzt hat er nur noch sechzig. Fünf Biere in einer Nacht waren damals wie nichts, jetzt trinkt er nur noch Wasser – oder irgendwelche Tees. Also ist bei ihm alles aus seiner ursprünglichen Form geraten! Kein Wunder, wenn Hanslick die Fassung schnell verliert. Als ich meine mitgebrachte Jause in einem Kühlschrank bei der Bücherausgabe einzukühlen gedenke und Hanslick sicherheitshalber frage, ob das auch in Ordnung sei, schreit dieser mich an: »Greif jo nix au, va do!« Cassandra droht! Etwas Entsetzliches musste vorgefallen sein, etwas ganz, ganz Entsetzliches. Und ich habe noch die Frechheit zu fragen, wieso ich meine Jause nicht einkühlen dürfe. Hanslick springt nun mit einem Satz von seiner Holzkiste und fuchtelt expressiv mit den Armen und schreit, als würde er mir seine Worte ins Gehirn schmeißen wollen: »Weu di des nix augeht! Des gheat uns net und aus!« Und nach kurzer Sammlung: »Wos wia do scho fia Probleme ghobt haum, nua weu a poa Deppate a Suppn in ana Kaffeemaschin kochn miaßn!« Darauf ich wieder: »Und waunn i wos Woams zum Essn wü?« Hanslick, mir mitten ins Gesicht schreiend: »Des mochst da daham! Do gibt's nix, vastähst!«

Es war gar nicht leicht, in diesen Tagen beziehungsweise Nächten zu einem warmen Essen zu kommen. Zumal ich ja tagsüber darauf angewiesen war, zu schlafen. Nach dem Aufstehen irgendwann am späteren Nachmittag gab's erst einmal Frühstück, wie üblich. Denn ich zähle zu jenen Menschen, die den Tag mit Kaffee beginnen. Ein Mittag-

essen hätte ich bestimmt noch nicht behalten. Seit mehr als zehn Jahren pflegte ich meine Hauptmahlzeit abends zu haben, um eine Zeit also, wo jetzt keine Zeit mehr blieb, da ich in den Nachtdienst musste.

Hanslicks Warnungen machten zwar starken Eindruck auf mich, konnten mich aber dennoch nicht davon abhalten, meine Getränke in einem der nächstgelegenen Kühlschränke einzukühlen. Und auch von der Kaffeemaschine machte ich regen Gebrauch, das Mitführen einer Thermosflasche mit zu Hause gefiltertem Kaffee schien mir auf Dauer etwas zu mühsam. Das bisschen Tagesfreizeit, das mir blieb, sollte nicht auch noch von umständlichen und überflüssigen Essensvorbereitungen aufgezehrt werden. Außerdem stellten die Bediensteten der Bücherausgabe, die den meisten und auch intensivsten Kontakt zu uns Höll-Ges-Leuten pflegten, uns ihren Kühlschrank und ihren Filtertherm gerne zur Verfügung. Trotzdem blieb es dem Wachführer, von dem später noch ausführlicher die Rede sein wird, nicht erspart, um eine Sondergenehmigung für die Mitbenützung dieses einen Kühlschranks und dieser einen Kaffeemaschine von »oben« anzuschauen.

Na ja, könnte man meinen, alles hat seine Ordnung und wo ein Amtsweg besteht, sollte dieser nicht umgangen werden! Dennoch drängte sich mir der Eindruck auf, dass der Bewachungstrupp von einem Großteil der regulär Bediensteten wie ein Fremdkörper gesehen wurde. Dabei waren die Leute der Höll-Ges famose Wachhunde, die den Wissensschatz der Nation hüteten – für fünfzig Schilling die Nachtstunde. 12 Stunden, 13 Stunden auch 14 Stunden in einem durch! Und das 5 Nächte, 6 Nächte, 7 Nächte, auch 8 und 9 Nächte hintereinander.

Eines Nachtwächters Arbeitswoche betrug auch 1996 noch sechzig, nicht vierzig Stunden. Bei vierzig Stunden – auch Nachtstunden! – galt man als teilzeitbeschäftigt. Da aber auch eine Vollbeschäftigung nicht gerade viel

brachte, waren alle je nach Disposition bemüht, Überstunden zu machen. In extremen Fällen konnte das zu wochenlangen Dauereinsätzen führen, die es mit sich brachten, dass der Betreffende währenddem kein Tageslicht zu sehen bekam und am Ende dieser Tortur zwar finanziell saniert, aber als Schatten seiner selbst dastand. So war es für den Bewachungsmann von Stil und Würde wichtig, so viel als irgend möglich im Dienst zu schlafen.

Ich war eine Ausnahme. Ein unerbittliches Schicksal – wie sollte ich es sonst nennen? – zwang mich dazu. Zu einer Zeit also, da man gewöhnlich schläft, wurden meine Lebensgeister erst einigermassen rege. Selbstverständlich hatte ich immer anspruchsvolle Literatur bei mir.

Die zweite Runde naht, Hanslick erhebt sich von seiner Holzkiste: »Ah, tuat mia des Kreuz weh!« Jeden Tag dieser Krawall! Dazu der erhöhte Blutzucker, wie soll das ein Mensch wie er überhaupt aushalten? Dann geht er in die Portierloge und holt sich seine Taschenlampe, die Halogenleuchte lässt er im Spind. Mich drängt er, Sammler und Zentralschlüssel an mich zu nehmen. Mit seiner Taschenlampe weist er mir die Richtung, wo ich nach dem ersten Stich in der Portierloge hinzugehen habe: in die Besuchergarderobe gegenüber, hinauf über die provisorische Treppe und dann ganz nach hinten, dort sei der schwarze Magnetstreifen zu finden, über den ich mit dem Sammler als Nächstes fahren solle. Piep-piep. Darauf in die Kataloghalle vor, wo noch immer die Karteikästen stehen, anschließend in die Bücherausgabe, darauf in die Fernleihe, wo die Tür erst einmal mit dem Zentralschlüssel zu öffnen ist, hinein sodann und an der kleinen Treppe zum Hochparterre die Kontrollhandlung vollziehen: piep-piep. Darauf an den Besucher-Toiletten vorbei, den schmalen Gang zurück bis zur Eisentür. Hanslick heißt mich aufsperrern. Das quietschende Geräusch gemahnt an die Qualen verdammter Seelen. Dann auf einmal ist es total hell, aber

nicht wie bei Tag. Diese Helle ist unheimlich und öd, das ewige Neonlicht an der Kantinenstiege leuchtet uns. Jetzt gehen wir dieses fensterlose Stiegenhaus hinauf, rechter Hand die blinden Türen, die in das Kongresszentrum führen sollen, linker Hand die hohen Eisentüren, die von Etage zu Etage in die Nationalbibliothek zurückführen. Dieses merkwürdige Stiegenhaus war bestimmt nicht eingeplant gewesen, irgendwann nach dem ersten großen Krieg erst hat man den nun auf einmal der republikanischen und irgendwie demokratischen Verwaltung gemäßen Ein- und Unterteilungen baulich gerecht werden wollen – und herausgekommen ist eben dies.

Auch die Zwischendecken, die überall eingezogen wurden, waren bestimmt nicht in den ursprünglichen Plänen enthalten. Im Weitergehen ist auf einmal so verdammt viel Provisorisches an allen Ecken und Enden zu gewahren, das die ursprünglich homogene Struktur zersetzt.

Ständig hörte ich, später, hinter diesen Niemandstüren Stimmen von Männern, die sich unterhielten. Noch später kam ich dahinter, dass das eine akustische Täuschung war. Die Stimmen waren echt. Sie kamen aber nicht aus diesen verbotenen Bereichen hinter den Niemandstüren zum Kongresszentrum, sondern von unten, von der Kantine im Tiefparterre herauf.

Angelangt im zweiten Stock, öffne ich auf Geheiß von Kollege Hanslick die Eisentür. Wir betreten einen schmalen, sehr hohen Gang. Dabei erinnere ich mich unwillkürlich an den Einstieg in den Stubwiesekamin, der früher mit der Gestaltung meiner jugendlichen Samstagvormittage zu tun hatte. Hanslick schaltet das Licht ein, mit einem merkwürdigen Knattern geht es über uns auf. Dann schließt er die singende Eisentür hinter uns – die dünnen Flöten des Verderbens, ein Hauch von H. P. Lovecraft.

»Jetzt samma in da Zeitschriftensammlung!«, erklärt mir Hanlick. »Do links glei, do geh eine, do is da nexte

Stich!« Ich folge seiner Anweisung und gehe durch eine enorm breite Holztür, die vielleicht erst nach dem zweiten großen Krieg, in den Fünfzigerjahren, als es wieder etwas mehr Geld für längst fällige Umbauten gab, eingebaut worden ist.

Im Schimmer der Parkbeleuchtung vom Burggarten her sehe ich Schreibtische, die dick und dicht mit bedrucktem Papier beladen sind. Die Bücherregale ringsum alle voll mit diversen Zeitschriften. Lokal-, Bezirks-, Provinzblätter, Wochenblätter, Monatszeitschriften, Jahreszeitschriften. Ein eigenartiger Geruch im Raum lässt mich an Druckerschwärze denken, doch vermag ich nicht zu verifizieren, wieso. Der Lichtkegel von Hanslicks Taschenlampe fällt auf den Rahmen einer Tür in einer schmalen Trennmauer. Ich vollziehe die Kontrolle, piep-piep macht der Sammler. Dann weiter, in den Raum dahinter, der ebenso seine fünf Meter hoch ist.

Die Ausmaße sind geradezu gewaltig, die eingezogenen Trennwände und Zwischendecken versuchen sie zu verbergen. Auch hier wieder überfüllte Bücherregale, aus denen zuweilen die aufgestapelten Zeitschriften bedrohlich vornüber ragen. Im Dämmer der Parkbeleuchtung vom Burggarten her Schreibtische, auf denen bis zu eineinhalb Meter hoch Zeitschriften stapeln. Dann betreten wir den Zeitschriftenlesesaal und Hanslick erzählt Schwänke aus seiner Nachtwächterexistenz.

Wenn er mit Hager Dienst macht, pflegt er hier, auf einem dieser langen Lesetische zu schlafen. Hier steht auch ein Fernsehgerät, das die Nachtwächter mitbenützen dürfen – inoffiziell. Jetzt fällt der Name des Verwaltungsbeamten Wimmerer zum ersten Mal. Wimmerer heiße jener Mensch, mit welchem der Bewachungsmann immer wieder zu tun habe. Denn dieser, so Hanslick, sei selber immer und immer wieder zu Nachtdiensten verdonnert, vor allem wenn in dem die Nationalbibliothek

schneidenden Kongresszentrum etwa Tanzveranstaltungen steigen.

Bevor wir die Zeitschriftenabteilung verlassen, schickt mich Hanslick in das kleine Depot schräg gegenüber vom Lesesaal. Noch knistert das Neonlicht im schmalen hohen Gang. Der kleine Raum, welchen ich sodann betrete, ist voll mit Regalen aus Eisenblech und diese wiederum sind voll mit Tageszeitungen, beispielsweise der Wien-, Niederösterreich-, Burgenland- usw.-Ausgabe des kleinen Neuen Käseblattes und anderer Tageszeitungen desselben oder annähernd desselben Formats. Außerdem entdeckte ich hier einen kleinen grauen Holzkasten. Unscheinbar. Ich bin im Begriff weiterzugehen, als mich Hanslick, drei Schritte hinter mir her, auf einmal anschreit. Und zwar wie vom Skorpion in den Arsch gestochen: »Dasd ma jo net eineschaust do!«

Und mit nachdrücklicher Drohgebärde und wie um seine Forderung fett zu unterstreichen: »Joo net!!«

Entsetzt schreie ich auf: »Um Gottes wün', wos is denn auf amoi?!«

»Nixx!«, schreit Hanslick, »oba des geht di do nix au! Greif jo net eine! Trottn de!«

Offensichtlich gab es im Zusammenhang mit dem kleinen grauen Kasten großen Ärger. Schweigend treten wir beide nun aus diesen Papierschluchten ab und hinaus auf die Stiege D und gelangen auf unserem Rundgang immer tiefer. Vom Hochparterre ins Parterre, dann hinaus in die verwinkelten Hinterhöfe und zurück wieder ins Tiefparterre und weiter in den ersten Keller. Überall in diesen Gewölben dasselbe Bild: Was wir auch abgehen, wo wir auch hingehen, mit Ausnahme der Höfe, Gänge und WCs etc., wir gehen überall leere Bücherregale ab.

Hunderte, ja tausende Meter nichts als leere Regale aus grau gestrichenem Eisenblech. Da und dort auseinandergenommen, zerlegt, fein säuberlich, stellenweise auch so

zerlegt, dass es scheint, als würde das Bücherregal in sich zusammengeklappt sein. Die leeren Bücherregale nehmen kein Ende. Für den homme de lettres ein herzbeklemmender, trostloser Anblick.

»Wo san denn de Biacha olle?!«, frage ich Hanslick spontan. »De san jetzt olle im Tiefnspeicha, waßt!«, antwortet dieser pffiffig. »Samma froh, des woa jo früa ois so unübasihtlich! Und daun east de Stich! Wost' do überoi hinkreujn miassn host! Jetzt haummas jo eh schäh, in Tiefnspeicha brauchst net eine, weu dea is alarmgsichat.«

Über eine schmale Steintreppe gelangen wir in den zweiten Keller hinab. Und wieder taucht ein Gewölbe unter uns auf, voll mit lauter Blechgerippen, weit und breit kein einziges Buch. Dann dringen wir weiter vor, in ein verästeltes System von Gängen, die, so wird mir später berichtet, mit dem Hauptkanal verbunden sind.

Dieses System von Gängen, wird mir später gesagt, sei aus militärischen Gründen angelegt worden. Der Wachführer Gregorzic, munkelt man, wispere auf seinen Mitternachtsrunden in diesem Bereich immer flehentliche Gebete in sein am Hals baumelndes Holzkruzifix, um so den Anfechtungen des Verderbers nicht zu erliegen. »Dea Trottl dea! Wegn eam haumma jetzt a viate Rundn!«, teilt mir Hanslick mit. Und nach einer Weile führt er seine Aussage über diesen heiklen Gegenstand weiter aus. »Bedld hot a drum, ba de do drinnen, dea Trottl! Soo schäh haummas ghobt, oba naa, ea muass unbedingt an nu a viate Rundn dazua hom, ois waunn drei net eh scho gnuag warratn!«

Nach diesem wahrlich kryptischen Gang nehmen wir den so genannten Fernleihelift und fahren damit nach oben: in den ersten Keller, ins Tiefparterre, Parterre und Hochparterre, ins Mezzanin, erster Stock, erster Stock Unterteilung, zweiter Stock, Dachgeschoß. Ende mit Anschlag. Dong. Aussteigen.